

Unterhaltungsblatt

der

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 24.

Donnerstag, den 29. Januar.

1908.

Am ein Erbe.

Original-Roman von E. Clausius.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Geschilder mußte sie den Doktor zu dirigieren, indem sie ihm, scheinbar ganz vom Gegenstande eingenommen, dies und jenes von den Gemälden, den seltenen Porzellanen und Elfenbeinschnitzereien berichtete. Endlich vor einer der tiefen Fensternischen angelangt, klopfte sie mit ganz besonders wichtiger Miene an einen hier aufgestellten mächtigen Potpourri, aus dessen durchlöchertem Deckel sich der Duft unzähliger getrockneter Blumenblätter erhob; sie wollte ihm von der Merkwürdigkeit der alten Vase eine weitausgreifende Schilderung geben, konnte aber dabei kaum noch ihre Aufregung verbergen, da Curtius Petra entdeckt haben mußte, welche dahinter am Fenster lehnte und in den dunklen Garten starrte.

„Sie stammt aus dem 1782 stattgehabten Verkauf des Nachlasses vom Herzog von Rumout, repräsentiert also einen hohen Wert, wie Sie sich denken können, Herr Doktor,“ sagte sie wichtig, verstummte aber, da sich in diesem Augenblicke Petra umwandte und nach einem finsternen, kalten Blick hart an ihnen vorüberschritt und das Zimmer verließ.

Agnes schaute ihr mit rotüberglühtem Antlitz nach. Sie war entzückt von der stolzen Haltung des jungen Mädchens — gab es eine Schuld zwischen diesen beiden, so lag sie nicht auf Petras Seite, entschied sie mit Enthusiasmus, und der unterdrückten Unschuld Hilfe zu spenden, war ganz ihr Fall. Fast kampfbereit blitzten daher ihre Augen, als sie sich wieder dem Doktor zuwandte, der mit fest aufeinander gepreßten Lippen zu Boden starrte. „Ich glaube, meine Schilderungen ermüden Sie,“ meinte sie, „ich vergaß, daß Ihre augenblickliche fremdartige Umgebung Ihnen mehr Interesse abgewinnen muß als meine Lieblinge. Nicht wahr, hier ist Stoff, Studien zu machen — doch hoffentlich erregt es nur Ihr Interesse, nicht Ihre Lachlust, so viele alte runzlige Geschöpfe zu erblicken, von denen auch nicht ein einziges für das Leben und seine Genüsse abgestumpft ist?“

Curtius hob abwehrend die Hand. „Nicht doch,“ sagte er eifrig, als wollte er ihren ein wenig gerechtfertigten Verdacht entkräftigen, „ich freue mich an der reichen Kraft dieser Seelen.“

Sie nickte. „Nicht wahr, ist erst die Freude am Leben dahin, so schwindet auch das ernste Streben, sich die Güter desselben anzueignen, mit dem oft genug unser bestes Teil verkümmert. Bemerkten Sie die junge Dame, die soeben an uns vorüberschritt?“ unterbrach sie sich möglichst harmlos. „Sehen Sie, das Mädchen macht mir, eben weil sie so jung schon resigniert, großen Kummer. Diese kalte unnatürliche Ergebung sieht fast wie Verzweiflung aus, und was wird sie großes verschuldet haben, daß man ihre Lebensader unterbunden, daß man sie, losgelöst von allem, was zur Nahrung eines so jugendlich hungrigen Gemütes gehört, hinausgestoßen hat in die harte, lieblose Welt, ohne ihr doch durch eine vernünftige Erziehung die Mittel an die Hand

zu geben, sich selbst wieder auf die Beine zu bringen? Es ist wirklich sehr leicht, so ein waffenloses junges Herz zur Verzweiflung zu bringen — aber ehrenvoll ist es nicht!“

Die Worte, in warmer Erregung gesprochen, verfehlten nicht ihre Wirkung, und Agnes sah mit Genugtuung den nachdenklichen Ausdruck in seinem Gesicht, sie beschloß, das Eisen noch weiter zu schmieden, immer aufs Geratewohl. Aber die alte Uhr in der Ecke machte ihr einen Strich durch die Rechnung, indem aus ihrem schrankartigen Holzgehäuse ein schnarrendes, quiettschendes Geräusch hervortönte, aus dem sich nur mühsam die Töne eines Chorales zusammensuchen ließen. Immerhin erregte dies Curtius' Aufmerksamkeit und hinüberblickend, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß der Zeiger bereits eine hohe Stunde zeigte. Wollte er nicht zudringlich erscheinen, so mußte er sich empfehlen.

Zur Nacht hatte sich das Wetter aufgeklärt, am tiefblauen Himmel flimmerten unzählige Sterne. Curtius entschloß sich, seinen Wagen vorauszusenden und den etwa eine Stunde weiten Weg zu Fuß zurückzulegen. Eine peinigende Unruhe quälte ihn, seitdem er Petra wieder gesehen, so verändert wiedergesehen hatte; auch Agnes' Bemerkungen — obgleich er sie im stillen geringschätzig sentimentale Ergüsse einer alten Jungfer nannte — hatten ihn im Innersten getroffen. Als er den weiten, abendlich stillen Wirtschaftshof verlassen hatte, betrat er die Pappelallee, die geradezu nach der Stadt führte, auf der rechten Seite begrenzt durch die weiten Felder des Stiftsgutes, während sich links die Mauer des Parkes hinzog, dem sich unmittelbar der Wald anschloß.

Bald genug hatten sich die Augen des Doktors an die Dämmerung gewöhnt, und so bemerkte er schon aus der Entfernung eine Frauengestalt, welche auf einem Hügel außerhalb der Mauer stand und regungslos dem langsam im Dunkel verschwindenden Wagen nachzublicken schien. „Petra,“ schoß es ihm blitzschnell durch den Sinn, „Petra, die mir nachschaut, vielleicht mit Tränen in den trotzigen Augen!“ und eine heiße Freude wallte mächtig in ihm auf, die ihn trieb, seine Schritte zu beschleunigen, ohne Besinnen den niedrigen Abhang emporzustoürmen.

Mit einem Schreckenslaut wandte sich ihm die Ueberaschte zu, und — er hatte sich nicht getäuscht, er stand Auge in Auge mit dem Mädchen, das er schon halb vergessen zu haben meinte und dessen Anblick ihn jetzt doch so tief bewegte.

„Wie kommen Sie hierher nach Peisa, Petra?“

Langsam, finstern glitten ihre Blicke über ihn hin, an ihm vorüber: es lag eine unheimliche Leere in ihnen, die ihm das Herz bedrückte. Würde sie antworten oder ging sie fremd an ihm vorüber?

Noch schien sie zu zweifeln, was sie tun sollte — doch bald hatte sie sich zum Bleiben entschlossen. „Ich bin

denen im Hause meines Onkels unbequem geworden, darum haben sie mich fortgeschickt."

Die eintönige Antwort erschütterte ihn tief. Er kannte ja den Durst nach Freiheit, nach Glück in dem Mädchen, um erweisen zu können, was man ihr mit dieser Verbannung angetan hatte, auch ohne erst in dem einst so kinderfrohen Gesicht zu lesen, das jetzt so herbe Schmerzlinien zeigte. Durfte er noch an seinem Groll über ihre Worte, unbedacht in der Erregung hervorgestoßen, festhalten, er, der einzige, der es gut mit ihr meinte, der einzige, dem ihr Wohl am Herzen lag? Mehr als je fühlte er die Kraft in sich, das wuchernde Unkraut in der Seele des Mädchens auszurotten, und in dem stolzen Gefühl, sie als sein Geschöpf emporziehen zu können, streckte er ihr beide Hände entgegen. „Kommen Sie, Trostlopf," sagte er weich, mit leise zitternder Stimme. „Sie werden es inzwischen erkannt haben, daß die Liebe uns trotz alledem füreinander bestimmt hat!"

„Uns? Was hätten wir noch miteinander zu schaffen! Ich glaube wohl nichts!" lautete die kühlste Antwort Petras.

Betroffen trat er einen Schritt zurück, während die Hände herabsanken. „Du belügst dich selbst, Petra! Warum bäumst du dich gegen die allgewaltige Natur auf; denn es war Liebe, echte junge Liebe, die dich unwiderstehlich an meine Brust zog."

„Haben Sie das jetzt nach genügendem Nachdenken erkannt? Wie klug Sie sind!" antwortete sie bitter. „Und doch nicht klug genug! Ich suchte damals Ihr Herz, ein Herz voll Menschenliebe, das sich mild der Einsamen annähme, sie nachsichtig zurückhielt von Torheit und Sünde; statt dessen fand ich nur einen Hohlspiegel, der mir mein Bild verzerrt zurückgab, tausendmal verzerrt, — Sie reichten mir Steine statt Brot, und das vergesse ich Ihnen nie — niemals!"

„Petra!"

Sie hob kalt abwehrend die Hand, ohne daß die verkündete Drohung in seinem Ton sie einzuschüchtern vermochte. „Glauben Sie nicht, noch einmal mit dem ratlosen Kinde von damals zu reden! Ich habe viel nachgedacht und ich weiß jetzt, daß Ihre gepriesene Klugheit nur Menschenfurcht ist und kühle Berechnung, daß bei Ihnen nur ungeheure Eitelkeit sitzt, wo andere ein Herz haben, ich bin besser als Sie — mit allen meinen Fehlern! Lassen Sie mich vorüber!"

Er fand kein Wort, sie zurückzuhalten, sah ihr aber in heftiger Erregung nach, als sie so stolz an ihm vorbeigeschritten war. Am liebsten hätte er verächtlich aufgelaicht über eine solche Richterin — aber da war ein gewisser Stachel, der ihn daran verhinderte. Freilich bäumte sich im nächsten Augenblick sein ganzes festes Selbstbewußtsein zur gewohnten Höhe empor. Wie hatte er sich nur einen Augenblick von den Worten der erzwungenen Törrin treffen lassen können! Er war der Vorkämpfer, der sein Haupt hochtragen durfte — o, er wollte Petra noch seinen Wert beweisen, ob sie auch von einander geschieden waren in alle Welt.

Der streitbare, habgierige Charakter der Aebtissin fand nun eine ungeahnte Stütze in dem ebenfalls kriegerisch gestimmten Curtius, der in einem brennenden Bedürfnis, Petra zu sehen und durch Nichtbeachtung zu strafen, jedem Rufe der Aebtissin folgte und stets bereit war, jede Spur zu verfolgen, welche Erdmuth aus alten Urkunden herausgelaubt. Gewohnt, ihren Willen durchzusetzen, und durch Curtius vortrefflich beraten, wußte sie in einer Reihe von Prozessen die Ansprüche des Stiftes durchzusetzen.

Bei jedem seiner Besuche in Peisa führte der Zufall Curtius mit Petra zusammen, doch sein kühlere, zereemonieller Gruß wurde stets ebenso kühl erwidert: keine der Damen, außer Agnes Sperling, hätte einen Zusammenhang zwischen den beiden ahnen können.

So wenig er sie anscheinend beachtete, so entging es seinem Auge nicht, daß die reine Lust, die Ruhe des Landlebens nach und nach ihren günstigen Einfluß auf das zarte blasse Mädchen auszuüben begannen. Ihre Wangen rundeten sich, die feine Röthe, früher nur die Begleiterin einer tiefen, innerlichen Erregung, wurde die bleibende Farbe ihres Gesichtes, das durch die Frische einen neuen Reiz gewann. So manches Mal ertappte sich der Doktor auf einem sekundenlangen Anstarren

und auf dem Gedanken, wie eigenartig doch dieses unregelmäßige, energische Gesichtchen wirkte, wie fest es sich doch in seine Seele eingeprägt hatte, er mußte in solchen Augenblicken oft mühsam genug den Groll gegen sie wieder heraufbeschwören.

An einem hellen Morgen des letzten Sonntags im Oktober wanderte er wieder einmal Peisa zu. Er hatte nur der Bibliothek seinen Besuch zugeeignet; als er aber zu seiner Ueberraschung im Stiftshof ein Reitpferd antraf, welches langsam auf und nieder geführt wurde, und vom Garten her fröhliches, fast ausgelassenes Lachen und lebhaftes Sprechen vernahm, änderte er seinen Entschluß. So gab es also in Peisa noch Herrenbesuch, außer dem seinen! In einer ihm sonst ungewohnten Hast eilte er den Stimmen nach.

In der dicht von herbstlich buntem Wein umrankten Laube erregte seine Erscheinung keine Freude. Curtius imponierte Helene zu sehr, um nicht störend auf ihre ausgelassene Heiterkeit einzuwirken, und sie hatte sich doch so köstlich in der Gesellschaft des jugendlich hübschen Oberförsters amüsiert, der eine Menge von drolligen Schmutzen zu erzählen wußte! Noch eine zweite Dame saß mit dem Rücken gegen den Eingang, jetzt wandte sie den Kopf — es war Petra, die dem Herannahenden ebenfalls eine frostige Miene zeigte. Nur Agnes von Sperling eilte ihm mit gewohnter Liebenswürdigkeit entgegen.

„Das ist schön, Doktor," rief sie schon von weitem, während ein ganz besonders pflüßiges Leuchten in den runden grauen Augen aufsuchte. „Sie finden zwar nicht unsere Domina vor, — sie ist für wenige Tage in Familiensachen verreist — dafür aber tanzende Mäuse, — wie es sich gehört in Abwesenheit der Kage. Wie wäre es, wenn Sie mitanzöhten?"

Kühler als gewöhnlich drückte er ihre Hand, es gefiel ihm garnicht, daß sie eine derartige Ausgelassenheit der jungen Leute geduldet hatte — seine Haltung dem Oberförster gegenüber erschien fast feindselig. Ein Glück, daß dieser zu sehr mit den jungen Damen beschäftigt war, um sonderlich acht auf „das gelehrte Huhn" zu geben.

Die Unterhaltung wollte trotz aller Geschichten und Schwänke des Oberförsters nicht mehr in das alte Gleise kommen, und endlich konnte Curtius es sich nicht mehr verhehlen, daß er störe. So erhob er sich in recht unbehaglicher Stimmung — Geschäfte vorschüßend — und zog sich in die Bibliothek zurück.

Gehörte Petra zu denen, die vor seiner Ankunft so herzlich lachten? Diese Frage beschäftigte ihn dermaßen, daß er sich untätig im geöffneten Fenster des dumpfen Raumes niederließ, ohne sogleich darauf zu achten, daß der von dieser Richtung herwehende Wind ihm deutlich die Stimmen aus der Laube herüberbrachte. Erst als sein Name ans Ohr schlug, horchte er auf.

„Fröhliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern meist auch gute Menschen — wir müssen für Ihren Freund Curtius ein Ausnahmegesetz in Anwendung bringen, damit er nicht unter die schwarzen Schafe geworfen wird," vernahm er die lachende Stimme des Oberförsters.

Seine erste Regung war, das Fenster zu schließen, aber das heimliche Verlangen, Petras Urtheil über sich vor anderen zu vernehmen, hielt ihn noch davon zurück.

„Nein, böse ist der Doktor gewiß nicht," sprach jetzt Agnes von Sperling, „nur ein wenig Egoist." Hier wurde die Stimme wieder undeutlicher, Curtius hörte nur Bruchstücke wie: die ganze Welt sei für ihn erschaffen — enormes Selbstgefühl — fast pedantisch —. Nur den Schlußsatz, den das Fräulein mit erhobener Stimme sprach, verstand er wieder ganz: „Ich möchte wahrhaftig nicht in seiner Haut stecken. So ein Allerweltskritikus, der sich nie einen Augenblick selbst vergessen kann, ist ein bemitleidenswerter Mensch."

Schmetternd flog der Fensterflügel zu. Curtius hatte genug gehört, das Blut schoß ihm zu Häupten, und er stürzte mit dunkelgerötetem Kopf in dem düsteren Gemach auf und nieder.

Ihn bemitleiden. — Er empfand das Wort wie eine tiefe Schmach, nicht minder, daß man ihn einen Egoisten genannt und sich kein Widerspruch dagegen erhoben hatte! War es denn möglich, konnte denn etwas von Wahr-

heit an dieser Behauptung sein, die so unheimlich ähnlich derjenigen Petras klang? Tief betroffen, zum erstenmal aus seiner Selbstzufriedenheit aufgestört, forschte er in seinem Innern. Je länger er Umschau in seinem Leben hielt, je stärker wurde er in seinem bisher so unerschütterlichen Glauben an sich selbst erschüttert. Nach und nach kam eine seltene Niedergeschlagenheit über ihn — nur der Gedanke an eine Probe, die er auf seine Lebensweisheit ziehen wollte, an das vielleicht doch noch günstig ausfallende Resultat derselben hielt ihn aufrecht.

Noch hatte er nicht den geringsten Teil seiner Geschäfte abgewickelt, als ein Diener bei ihm eintrat, mit der Bitte der stellvertretenden Domina, den Damen beim Mittagmahl Gesellschaft zu leisten. Als er auf die Uhr sah, bemerkte er zu seinem Erschrecken, wie spät es geworden war; er wollte die Einladung zurückweisen, es schien ihm unerträglich, mit denen, welche sich zu seinen Richterinnen aufwarfen, freundliche Worte zu wechseln. Aber war das nicht eine Bestätigung ihrer Meinung, wonach er immer nur an sich und sein Behagen denke? In demselben Augenblick, als ihm diese Möglichkeit aufstieg, war er auch schon entschlossen, die Einladung anzunehmen, er wollte den Damen die Unwahrheit ihrer Worte beweisen und — sich selbst!

(Fortsetzung folgt.)



Großmama.

Skizze von Elise Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Sie stand am Fenster und blickte hinunter auf die Straße.

Die Vögel, die den Tag über in den Baumzweigen gelärmelt hatten, waren still geworden. Und von den Kindern unten hatte sich eins nach dem andern vom Spiel nach Haus geschlichen, als die Sonne schied.

Die junge Frau stand im Dämmerlicht und legte dennoch die Hand über die Augen. Sie hatten ihr so wehe getan den ganzen Tag. Und in der Stirn war ein so qualvoller Schmerz, wie ihn Adele niemals vorher gekannt.

Als Pauls Mutter ihr vorhin über das Mädchen vorgeklagt und von der Unordnung in den Bodenkammern gesprochen hatte, war jedes Wort wie ein Nadelstich in ihrer Stirn gewesen. Die alte Frau sprach auch gar zu laut. Und Adele sehnte sich doch so sehr nach Ruhe, ach, nur einen einzigen Tag still und frei in der Wohnung schalten und walten können! Wie schön mußte das sein!

Und Paul? Ob er immer noch nicht die stumme Qual ihrer Seele erkannte? Ob er immer blind und taub an ihr vorübergehen, und sich mehr und mehr in die Herrschaft der Mutter finden würde?

Adele beugte sich unwillkürlich am Fenster vor. Sie hatte ihren Mann auf der Straße erkannt.

Er zog den Hut und sah lächelnd am Hause empor.

Adele neigte den Kopf und wollte gerade das Fenster öffnen, als sie seitwärts, am Zimmer der Schwiegermutter das Klirren der Scheiben hörte.

Hastig trat sie zurück. Auch heute hatte Pauls Gruß nicht ihr gegolten, immer der Mutter, immer zuerst der alten Frau.

Mit gefalteten Händen blieb sie lauschend im Zimmer stehen. Sie hörte die raschen Schritte ihres Mannes, hörte sein eiliges Schließen an der Korridortür und mußte dennoch auf sein Kommen warten. Sie kam ja erst in zweiter Linie, zuerst ging Paul allabendlich zu seiner Mutter.

Adele biß die Zähne aufeinander und schluckte gewaltig das bittere Naß hinunter, das sich wieder empor drängen wollte. Und dann zündete sie die Lampe über dem gedeckten Tisch an, als Mutter und Sohn ins Zimmer traten.

Das Glas klirrte unter ihren Händen, sodaß die alte Frau kopfschüttelnd meinte: „Aber, mein Gott, Adele, es soll wohl mal wieder Scherben geben, mit dieser ewigen Hast bei allen Dingen.“

Paul küßte sie flüchtig auf die Wange.

„Bist blaß, kleine Frau, — fehlt dir etwas?“

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Lippen zuckten.

Da nahm er sie noch einmal in seine Arme.

„Kind, du bist ja ganz kalt! Frierst du denn so?“

„Ach,“ meinte die Mutter energisch, „wer wird denn mitten in diesen sonnigen Herbsttagen frieren! Hab dich doch nicht so, Paul. Das viele Sizen schadet Adele. Sie träumt und träumt den ganzen Tag, und das Mädchen draußen in der Küche macht die größten Dummheiten. Ein Glück, daß ich wenigstens nach dem Rechten sehen kann! Drunter und drüber ginge die ganze Wirtschaft sonst.“

Die junge Frau, die den Kopf einen Augenblick ganz fest an die Schulter ihres Mannes gedrückt hatte, richtete sich langsam wieder empor. Und als sie den verlegenen, halb mitleidigen Zug in seinem Antlitz sah, ging ein Ruck durch ihre schwächliche Gestalt.

„Ich — — ich wünschte, ich wäre niemals hierher gekommen,“ sagte sie heiser. „Ich wünschte, ich wäre tot!“

Und lautlos schritt sie aus dem Zimmer.

Paul stand und rührte sich nicht. Er hielt den Arm noch ebenso, als ob er sich um die Schulter der jungen Frau schmiege. Seine Blicke hafteten erschreckt an dem Antlitz der Mutter.

Diese lächelte nur. Gleichmütig setzte sie sich an den gedeckten Tisch und griff nach einer Brotscheibe.

„Nun,“ fragte sie, „willst du nicht essen, Paul?“

Er hatte lauschend den Kopf gesenkt.

„Ob, — — ob ich sie zurückhole, Mama?“

„Das sähe dir so recht ähnlich, Junge! Am liebsten noch um Verzeihung bitten, nicht wahr? Und an die himmelschreiende Beleidigung gegen deine alte Mutter, daran denkst du nicht.“

Als er nicht antwortete, sondern immer noch nach der Tür sah, aus der Adele hinausgegangen, fuhr sie hastig und im klagenden Ton fort:

„Habe ich nicht vorher gewußt, Paul, daß Ihr nicht zusammenpaßt? So eine Prinzessin! Nichts gehabt und nichts gewesen, als sie deine Frau wurde. Aber Dankbarkeit kennt sie nicht! Nicht einmal kochen kann das Püppchen! Und meine ich's gut mit ihr, will ich ihr dieses oder jenes zeigen oder verbessern, dann sieht sie mich an, als ob sie mich aus dem Hause graulen wollte. Sag mal selbst, Paul, — — hast du deine Frau schon einmal lachen hören in dem Vierteljahr Eurer Ehe?“

Er wandte sich bei der lauten Frage jäh um. Und als er das erregte Gesicht der Mutter sah, legte er beschwichtigend die Hand auf ihren Arm.

„Sie muß sich doch erst darein finden, Mutter, sie kann ja noch immer nicht den Tod des Vaters, und seinen plötzlichen Ruin vergessen. Sie ist ja immer so verwöhnt worden, das arme Ding.“

Die alte Frau zog ihr Taschentuch hervor, als sie die weichen Worte des Sohnes vernahm.

„Siehst du, Paul, wir hätten so friedlich leben können, du und ich,“ schluchzte sie. „Deine große Leidenschaft wäre auch bald wieder verrauht, und es waren doch so glückliche Zeiten damals, als Adele noch nicht,“ — — sie schwieg jedoch, als sie die Augen des Sohnes sah.

Ganz schwarz wurden sie plötzlich, ganz tief und drohend.

„Sprich nicht immer von Adele — — nein, du sollst nicht so zu mir reden. Ich habe sie lieb, weiß Gott, ich habe sie lieb, Mutter.“

„Und habe ich das etwa nicht berücksichtigt? Bin ich etwa nicht liebevoll gegen sie gewesen, vom ersten Tage an, Paul? Die schönsten Möbel habe ich für eure Zimmer ausgesucht, und die ganze teure Tischwäsche habe ich deiner Frau von meiner eigenen gegeben. Meine Mutter hat sie noch selbst gewebt, so etwas giebt es heutzutage gar nicht mehr an Güte. Und immer diese stumme Opposition, immer diese kühle Nichtachtung, wenn ich etwas sage. Aber ich weiß ja, nur Eifersucht ist es, nur Neid auf deine Liebe zu mir. Ganz allein möchte sie dich haben, Herrin möchte sie sein über alles, was du verdienst, und ich dir erhalte. Wenn es nach ihr ginge, müßte ich auch noch meine beiden Zimmer mit irgend einem Giebelstübchen draußen vor der Stadt vertauschen, wie es sich doch eigentlich für so eine alte Frau geziemt. Ja, — — wenn du auch den Kopf schüttelst Paul. Die Wahrheit unterdrückst du deshalb doch nicht. Und so, — — so geht das,

eben nicht länger, wenn deine Frau sich nicht nach meinem Willen fügen kann. Eine von uns beiden muß, — — sie stockte plötzlich.

Das Dienstmädchen war ins Zimmer getreten und strich sich aufgeregt über die blaue Küchenschürze.

Erkältet stand Pauls Mutter von ihrem Stuhl auf.

„Was giebt es denn schon wieder? Können Sie denn nicht anknöpfen, Anna?“

„Ich hab's vergessen, weil, weil, — — die gnädige Frau ist doch so sonderbar. Ich habe sie ohnmächtig im Schlafzimmer gefunden, Herr Kiedel.“

Paul hörte schon nicht mehr. Als er sich über seine junge Frau beugte, erkannte sie ihn nicht. Ihr Antlitz glühte, und die blonden Haare hingen feucht an den Schläfen hernieder.

„Väterchen,“ sagte sie, wie ein glücklich überraschtes Kind vor sich hinlächelnd, „Väterchen, unsere Rosen blühen schon im Garten.“

Und dann kam der Arzt.

„Nervenfieber,“ konstatierte er.

* * *

Sonntagmorgen.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Paul hatte die ganze Nacht am Krankenbette seiner Frau gewacht, die zum erstenmal in einem fieberfreien Schlummer lag. Am Bette hatte er gestanden, und mit zuckenden Lippen das schmale, blasse Gesicht betrachtet.

Der Doktor schritt leise in dem Krankenzimmer auf und ab und spähte vom Fenster aus auf die gegenüberliegende, hohe Steinmauer. Dann streifte sein Blick mitleidig das junge, verhärmte Antlitz in den Kissen. Und er mußte plötzlich an die alte Frau denken, die ihn vorhin in das Zimmer geleitet hatte. Das frische, gerötete Gesicht mit den strengen Augen unter den grauen, dichten Wimpern, bei einem seltsamen Kontrast gegen das feine, schmale der Kranken.

„Haben Sie keinen helleren, keinen größeren Raum für die junge Frau?“ fragte er sie, indem er sich in dem kleinen Schlafzimmer umschaute.

„Wir können sie ja hier nebenan in das Wohnzimmer bringen, Herr Doktor.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, das wäre dasselbe, Verehrteste. Licht, Sonne muß das zarte Frauchen haben.“

Sie zuckte die Achseln und sagte leichtthin: „Das hat sie auch, Herr Doktor, — — mehr wie genug hat sie das.“

Paul Kiedel, der den Arzt bis zur Tür geleitete, hielt seinen Arm fest.

„Wie meinten Sie das vorhin, Herr Doktor? Halten Sie das Zimmer für nicht gesund in dieser Lage?“

Der alte Herr lächelte fein.

„So ein Kind, wie Ihre kleine Frau, braucht sehr viel Licht zum Erblühen, mein lieber Kiedel. Das Schönste ist gerade gut genug für sie. Da,“ er deutete mit dem Stock nach den gegenüberliegenden Türen im Korridor, „gehört die Seite auch zu Ihrer Wohnung?“

Paul wurde rot.

„Ja, — meine Mutter wohnt dort drüben.“

Der Arzt lächelte nicht mehr. Er öffnete rasch die vor ihm liegende Tür und blieb mitten in der Strahlenslut des sonnigen Raumes stehen.

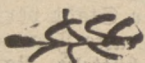
„Kommen Sie mal her, junger Freund; — — ich wollte Ihnen eigentlich noch nichts davon sagen. Aber man ist und bleibt doch nun einmal solch ein alter, schwaghastiger Bursche. Also wirklich, so glücklich hat Sie meine heutige Diagnose gemacht? So froh sind Sie über die gute Wendung im Befinden der Kranken?“

Paul griff stürmisch nach der Hand des Arztes.

„Ich hätt's nicht ertragen, wenn, — — wenn es anders gekommen wäre,“ stieß er hervor.

Der alte Herr beugte sich langsam vor.

„Es waren ja auch zwei Leben, die nun gerettet sind, Sie Blinder! Und nun nehmen Sie Ihr junges Glück und tragen Sie es hier in die Sonne hinein. Das wird später auch dem Allerkleinsten nichts schaden. Guten Morgen, Herr Kiedel.“ (Schluß folgt.)



Poesie und Prosa.

„Was ist ein Haus ohne ein kleines Kindchen!“ rief die entzückte Mama. — „Verhältnismäßig ruhig,“ antwortete der weniger begeisterte Papa.

Kindliche Intelligenz.

Ein Vater geht mit seinem siebenjährigen Sohne Karl spazieren. Sie kommen an einem Telegraphendrahte vorbei, an dem die Fäden eines Papierdrachens hängen. Da flüchtigt Karlchen freudig in die Hände: „Papa, Papa, eine hängengebliebene Depesche!“

Eine sonderbare Testamentsvollstreckung.

Ein Bauer lag im Sterben. Er rief seine Frau zu sich und sprach: „Frauchen, ich liege im Sterben und mich verlangt, mein Testament zu machen. Alles, was ich besitze, besteht aus einem Pferde und einem Hunde. Das Pferd sollst du verkaufen und die Summe, die du dafür erhältst, unter meine Verwandten verteilen. Was den Hund anlangt, so ist er dein Eigentum und du kannst mit ihm machen, was du willst.“ — Kurz nachher starb der Bauer. Als sich der Schmerz über den Verlust ihres Mannes einigermaßen bei der Frau gelegt hatte, machte sie Anstalten, den letzten Willen des teuren Verstorbenen zur Ausführung zu bringen. Sie ging mit dem Pferde und dem Hunde nach dem Markte, und bot sie zum Verkaufe aus. Ihr wurden hundert Taler für das Pferd geboten, aber den Hund wollte niemand kaufen. „Ich verkaufe sie nur zusammen,“ sagte die Frau, „gebt mir hundert Taler für den Hund und einen Taler für das Pferd, dann gehören Euch beide!“ Der Käufer, obwohl er die Sache sehr sonderbar fand, nahm das Gebot an und zahlte der Frau hundertein Taler für beide Tiere aus. Am folgenden Tage ging die ehrliche und gehorsame Bäuerin zu den Verwandten des Verstorbenen, stellte ihnen den Reichstaler, den sie für das Pferd empfangen hatte, zur Verfügung und behielt die hundert Taler, die sie für den Hund empfangen hatte, für sich.

Ein Sachkundiger.

Gast: „Kellner, das soll Matjeshering sein? Väterlich, hat Matjes nie gesehen!“

Beim Leihbibliothekar.

A.: „Ich möchte ein hübsches Buch haben, woraus ich auch lernen kann, so etwas Historisches.“ — Bibliothekar: „Nehmen Sie „Die letzten Tage von Pompeji.““ — A.: „Woran ist er gestorben?“

In der Rechenstunde.

Lehrer: „Nun, Alfred, wenn dein Vater eine Arbeit in sechs Tagen tun kann und dein Onkel eine solche in neun Tagen — in wieviel Tagen würden sie denn da zusammen fertig werden?“ — Alfred: „Da würden sie garnicht fertig werden, sondern Karten spielen.“

Der Junge paßt nicht.

Händler: „Der Junge, den Sie mir neulich als Lehrling empfohlen haben, paßt gar nicht für mein Geschäft.“ — Kunde: „Zwiefern denn nicht?“ — Händler: „Da geb' ich ihm gestern ein Plakat mit der Aufschrift: „Hier findet man alle Delikatessen der Saison,“ und der Bursche nagelt die Papptafel an den — Rehrichthänder an!“